Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 39 (1968)

Artikel: Als "Der Knie" in Lenzburg gastierte
Autor: Ludwig-Zweifel, Miranda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918228

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ALS «DER KNIE» IN LENZBURG GASTIERTE

VON MIRANDA LUDWIG-ZWEIFEL

In den Schulhausgängen, auf den Straßen riefen wir es uns zu:

«De Knie chunnt!»

Es war ein Ereignis fürs Städtchen; denn was unterbrach damals den eintönig-stillen Tagesablauf? Das, was man selber darbot: Konzerte, Theateraufführungen, ab und zu eine Vorstellung der Senges-Faust- oder der Krasenskytruppe, wobei das alte, ausgespielte Klavier das Orchester vertrat; denn der Flügel wurde für so «banale Dinge» nicht zur Verfügung gestellt. Aber man schätzte und genoß das alles, und es gehörte zum «guten Ton», daß man dabei war. Wenn nun aber «der Knie» kam – das war etwas ganz anderes: das brachte Schwung und Elan ins Städtchen. Wenn man nur schon der Wagen ansichtig wurde – «dort kommen sie – schaut – die ‚Knie' alle – der Vater mit den ‚Orgelpfeifen': Louis, Friedrich, Rudolf, Karl, Eugen». Und jetzt fuhren sie den holperigen Sandweg hinauf oder gar durchs Städtchen, über den Kronenplatz und schützenmattewärts, und da wußte man: sie bleiben den ganzen Winter über hier. Man konnte also ruhig seiner gewohnten Tätigkeit nachgehen und warten, man hatte ja Zeit, bis zum Frühling vergingen Monate. Die Wagen verschwanden wieder aus dem städtischen Blickfeld, und nur einige ganz verwegene, mutige (um nicht zu sagen freche) Buben, die ihre Neugierde nicht bemeistern konnten, schlichen um die Wagen herum und erzählten prallvoll von Neuigkeiten am andern Tag in der Schule den aufhorchenden Kameraden alles, was sie gesehn und gehört – oder wenigstens glaubten gesehn und gehört zu haben. Die Mädchen hielten sich im Hintergrund, nicht weniger neugierig, bhüetis – die fünf flotten, so andersartig aussehenden Kniebuben waren doch gar zu interessant – aber doch zurückhaltender und distanzierter, wie es sich für die braven Töchterchen gehörte. Doch schon unter den Schulkindern gab es auch solche, die sich hoch erhaben dünkten: Seiltänzer! Fahrendes Volk! Wir andern nicht so hochnobeln Mädchen ließen uns vor den Schulbuben zwar nichts anmerken, aber insgeheim war vielleicht doch manches ein wenig mit seinen Gedanken auf der Schützenmatte – wer weiß. Und wenn man nun in den nächsten Tagen in der Schulpause auf die großen Gänge hinauskam – es handelt sich natürlich noch um das alte Schulhaus

in der Stadt, wo unten linkerhand die «Häfelischule», rechts die unterste Bubenschule untergebracht waren und dahinter der «Güfi» (Abwart) wohnte. Vom untersten bis zum obersten Stock standen sie da, die «Knie», umringt von Buben jeden Alters, und jeder wollte der liebste, der nächste, der beste Freund sein. Aber die das ganze Jahr im Land herumziehenden Kniebuben waren das ja gewohnt, und im Lauf der Tage suchten sie sich ihre Freunde schon selber aus. Dann fuhr einer der Komeediwagen wieder stadteinwärts und postierte sich auf dem Kronenplatz. Jetzt ging's also los, und man kannte in der ganzen weitern Umgebung keinen interessanteren Ort als eben den Kronenplatz. Bis alles fix und fertig aufgestellt war, gab es für die fünf Buben keinen regelmäßigen Schulbetrieb, denn sie mußten überall mit Hand anlegen und helfen: die Bühne aufstellen, die Bänke ringsum, das Orchestrion, das noch ganz geheimnisvoll sorgfältig zugedeckt blieb – und dann verschwanden der Vater Knie und die größeren Buben in der «Krone» und oben im Estrich an einem Dachfenster erschienen sie wieder, und ein emsiges Hantieren begann: sie zogen das hohe Seil auf. Das war nun wirklich etwas Neues für die Gassenbuben, sie standen und starrten in die Höhe. Dann verschwanden die «Knie» und traten nach einiger Zeit wieder aus der Kronentüre – damals noch gegenüber dem Steinbrüchli – als ob nichts geschehen wäre.

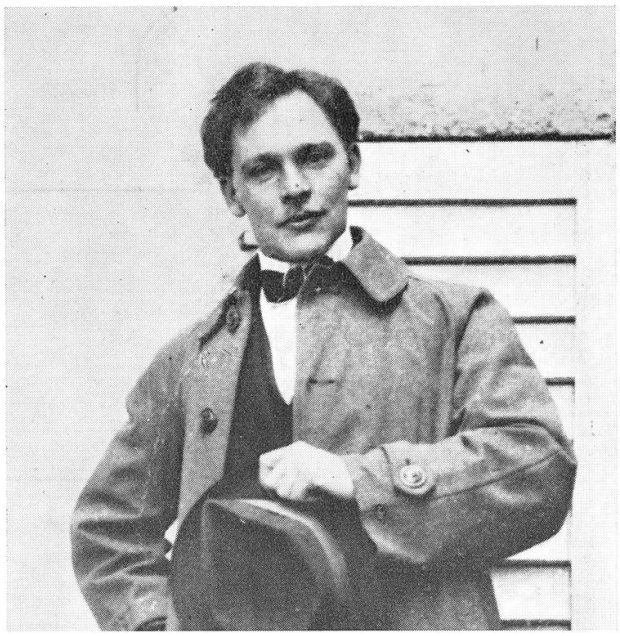
Nicht nur solange es noch trocken und warm war, gab es Vorstellungen, sondern auch bei Schnee und Kälte. In wie manchem Haus ging nun das «Chären» an: «Gäll, mr töfe ä goo?» Am Sonntagnachmittag war es dann so weit, die Mehrzahl der Zuschauer waren natürlich Kinder und die «Ländler», wie man zu jener Zeit alle aus den umliegenden Dörfern nannte zum Unterschied von uns «Städtern». Was es da alles zu sehen und zu hören gab, man war in einer ganz andern Welt. Die Kniebuben in ihren dünnen Trikots, den fremdartigen Kostümen, den komischen Clownhosen und -schuhen – wie mußte man lachen –, und wie sie gemalt waren, man kannte sie kaum mehr – und turnen konnten sie, auf dem Seil spazieren und vor- und rückwärts springen – wenn man doch auch ein «Knie» wäre! «Aber das machen wir morgen auch; wir probieren einfach, es sieht ja ganz leicht aus», so prahlten die Buben. Wenn man aber in den nächsten Tagen dieselben Buben als Hinkebein oder mit blauen Beulen am Kopf antraf und rief: «Gäll, hesch seiltanzet?», so verschwanden sie kleinlaut.

Als Einleitung der Vorstellungen traten jeweils alle männlichen Mitglieder der Familie mit ihren Blasinstrumenten auf, und am Schluß als Krönung des Ganzen erfolgte die Überquerung des hohen Seiles. Angsterfüllt stand alles unten: wenn er herunterfällt – da war kein Netz und kein Schutz –, aber sie waren ja ihrer Sache alle so sicher, die «Knie», und dort oben vollführten sie wahre Wunder, wie es uns schien: einer

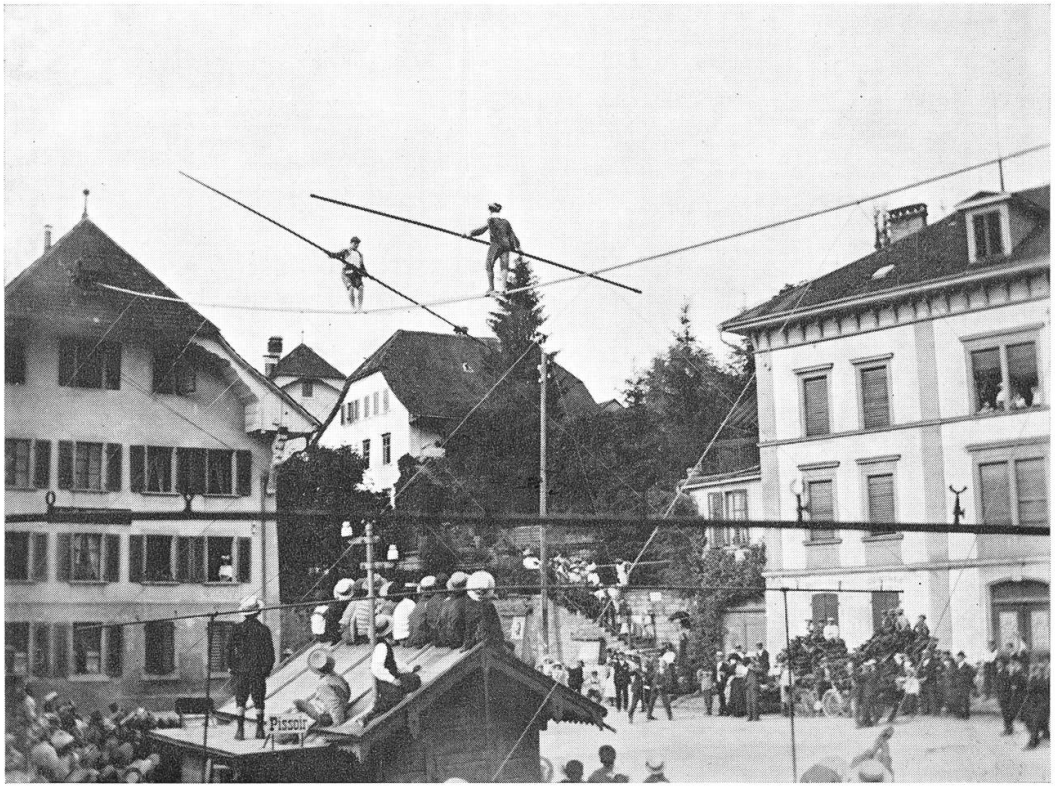
der Brüder legte sich längelang aufs Seil und der andere schritt über ihn hinweg, Friedrich trug seine Großmutter (die übrigens schon lange gestorben war) auf dem Buckel vorsichtig und langsam, und zuerst war sie auch recht lieb und ruhig, aber so gegen die Mitte des Seiles hin fing sie offenbar an zu «maulen», schließlich wurde es dem Träger zu dumm und er warf sie kurzerhand hinunter. Tätsch – da lag sie, viel war nicht mehr übrig von ihr, ein Häuflein Kleider und weit davon der Kopf.

Wenn es als Abschluß kein Feuerwerk gab, dann kam der, welcher nun das hohe Seil besteigen sollte – seitdem Vater Knie nicht mehr aktiv mitarbeitete – einer der beiden älteren Söhne, Louis oder Friedrich, schwer beladen, als ob er mindestens aus einer Wohnung in eine andere ziehen müsse, erkletterte die Strickleiter, kreidete die Sohlen ein, ergriff die für sein gefährliches Unterfangen besonders schwere und lange Balancierstange und schritt fürbaß. Vorerst wippte er einige Male auf und ab, um sich zu vergewissern, ob ihn das Seil auch wirklich trage, ging noch einige Schritte weiter und hielt dann an, lockerte die Bänder, die seinen Hausrat trugen und installierte sich dort oben auf dem schwankenden Seil, als ob er unter seinen Füßen festen Boden hätte, unbegreiflich für uns Zuschauer, die wir starr in die Höhe guckten. Er stellte den niedrigen Sessel bereit, das Tischchen davor, alles wohl fast auf den Millimeter genau ausgewogen, setzte sich, griff hinter sich in den Sack, aus dem er recht verheißungsvolle Dinge zum Vorschein brachte: einen Spirituskocher, eine Pfanne und noch allerlei, das wir am Boden klebenden Erdenmenschen erst erkennen konnten, als er das «Ampeli» anzündete, ein Stück Butter in die Pfanne legte, und sobald sie brutzelte, Eier hineinschlug, kunstgerecht wie ein gelernter Koch, ohne daß ihm die Hälfte über die Finger lief. Die Schalen warf er einfach hinter sich, mochten sie landen, wo sie wollten, salzte und wartete, bis die «Amelette» die gewünschte Festigkeit erreicht hatte. Wenn man nun aber glaubte und gespannt darauf wartete, daß er mit Heißhunger das Gebackene verschlinge und sich dabei die Zunge verbrenne, irrte man sich. So war es gar nicht gemeint, das «hochgeehrte Publikum» sollte auch etwas davon haben. Also zerteilte er den «Eiertätsch» und warf die Stücke hinunter. Glücklich derjenige, der eines ergatterte. Wie Friedrich sich dort sitzend im Gleichgewicht halten konnte, ist mir heute ein Rätsel, damals war's eine Selbstverständlichkeit, es war ja ein «Knie». Dann packte er die Utensilien seiner kulinarischen Tätigkeit ein, lud sich Tisch und Stuhl und Sack wieder auf und ging der «Krone» zu, als ob dieses Kunststück das einfachste Ding der Welt wäre.

Nach jeder Überquerung des hohen Seils rief Vater Knie den die Seitenseile straff haltenden Burschen zu: «Die Seiler lugg lassen und die zehn Rappen richten!» Denn das war der Obulus für das gefährliche Unternehmen. Dann ging die Mutter Knie herum mit dem Teller und



Friedrich Knie (1921)



Arena Knie auf dem Kronenplatz 1909

sammelte alle die Batzen ein. Aber wie viele der Zaungäste hatten sich schon gedrückt und waren in den alten Gassen verschwunden?

Solange es das Wetter erlaubte, wurde gespielt. Wir Kinder bettelten selbstredend jedesmal wieder: «Mr wänd ä goo!» Und ich glaube, es wurde jedesmal erlaubt. Nur als es dann kühler und kalt wurde und die besorgten Eltern die zarten Kindlein nicht mehr so lange im Freien und in der Nässe sitzen lassen wollten, sah man da und dort die staunenden Kindergesichter an den Fenstern des Hotels «Löwen» über den Ställen, in der «Krone» usw., und wir durften zur Bäsi Thekla ins heute so stolz benannte Försterhaus, denn Bäsi Theklas Mann war der Kreisförster Häusler. Erwartungsvoll standen wir an den offenen Fenstern und fühlten uns bevorzugt vor den andern, die unten frieren mußten. Aber ohä – plötzlich stießen uns zwei kräftige Mädchenhände zur Seite: «Mached Platz, y be verwändter!» und wir mußten uns dünn machen. Das war Emmy Zweifel aus dem Zweifelhaus neben dem Schulhaus. Sie war wirklich «verwändter»; denn ihre Mutter war die Schwester des ersten Mannes von Bäsi Thekla und wir eigentlich nur so «zugewandte Orte». Aber verwandt – verwändter – am verwändtesten – diese Steigerung gab es also? Sie ist mir heute noch nicht geläufig, aber offenbar habe ich damals bei der Behandlung der Komparation in der Deutschstunde «gefehlt»!

Es hatte wohl jedes von uns eine Vorliebe für eines der Kniekinder. Ich bewunderte das Schlangenmenschlein Eugen, nicht nur wegen seiner unglaublichen Beweglichkeit – er schlüpfte wirklich schlangengleich zwischen den Sprossen einer ganz gewöhnlichen Leiter durch –, sondern auch wegen seiner glatten Pagenfrisur. Er war dunkelhaarig, die andern dunkelblond, und sie alle hatten wilde Lockenhäupter, die nun wieder den andern Mädchen viel besser gefielen. Welcher Bub hier in Lenzburg hatte eine solche Masse Haare und lockige dazu? Eugen ging in unsere Klasse, d. h. 1897/98 im untersten Stock zur «Buebehächleri», wie die Buben respektlos ihre Lehrerin nannten, und wir einen Stock höher zur Jungfer Bertschinger. Aber die Singstunde vereinte uns beim Turn- und Singlehrer Fischer, der, wenn einer falsch sang, so nett sagte: «I will der glei fis gebe – dir!» Schweizerdeutsch lernte der gemütliche Schwabe nie, was natürlich die bösen Buben wieder höchlichst amüsierte. Er stand zwischen den beiden Fenstern hinter dem uralten Flügel, und wir saßen längs der Wände auf langen Bänken, die Geschlechter säuberlich getrennt; aber auf diese Weise konnte man sich ja viel besser anschauen und anlächeln. Ein Liedchen, das wir damals sangen, als Eugen mit uns in der Singstunde war («Dort oben auf dem Berge»), hat sich mir unauslöschlich eingeprägt – ob es dem Pagenjüngling, der netten Melodie oder dem Text zuzuschreiben ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ging es mir jedesmal durch den Sinn, wenn Eugen auftrat. Das Lied blieb, aber das

schlanke Büblein wurde immer dicker, dafür die Haare dünner, so daß man beim besten Willen keine Pagenfrisur mehr zustande gebracht hätte. Mit diesem Liedchen tauchen lebhafte Erinnerungen auf: der erste Winter, den die «Knie», meines Wissens, hier zugebracht und die Art und Weise, wie ich außer der Schule mit ihnen in Kontakt gekommen war.

Zu jener Zeit, also in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wohnten in der «Maggeroni» (Teigwarenfabrik von Albert Meyer) am Damm und der Niederlenzerstraße die vier Kinder: Berthi, Emmi, Hanni und Bärti (Willi und Kurt folgten später). Auf das zweitälteste, das kleine, feine, intelligente Emmi hatte der zweitälteste der Kniebuben, der kräftige Friedrich, ein Auge geworfen. Auf dem Schulweg, in den Pausen und beim Schlitteln gab sich das Bekanntwerden von selbst, und da fragte eines Tages der Friedrich das Emmi, ob er einmal zu ihnen kommen dürfe. Selbstverständlich durfte er das. Von der Schützenmatte in die «Maggeroni» überquerte man einfach den Damm, es verkehrten damals wenig Züge, die «Suhrertrucke» und der «Nazi», es war völlig gefahrlos und verboten auch nicht. Friedrich brachte bisweilen einen oder zwei Brüder mit zum fast gleichalterigen Bärti. Die Maggeronikinder waren ihrerseits immer in engem Kontakt mit den nebenan wohnenden Zweifelkindern. Die beiden Berthi gingen in dieselbe Klasse und pflegten eine dicke Freundschaft. So wenig man von der Schützenmatte aus nicht den längsten Weg zu den Freunden benützte, ebenso wenig machte man Umstände, um von der «Maggeroni» in den Nachbargarten zu gelangen – dafür war «der Hag» da. «Am Hag» traf man sich, umklammerte die Gartentügli, um beim Hin- und Herwippen das Gleichgewicht nicht zu verlieren, man besprach das Neueste aus der Schule und andere hochinteressante Begebenheiten, machte Pläne und tauschte Geheimnisse aus. So kamen dann mit der Zeit über den Hag auch die beiden jüngeren Kniebuben, Karl und Eugen zum Schlitteln, denn in der «Maggeroni» gab es kein günstiges Schlittelräindli für die Kleineren. Im Nachbargarten hingegen hatten sie Auswahl, es gab zwei, wo man ganz langsam und ohne Gefahr den Schlitten auslaufen lassen konnte, und dann gab es zwei steile, schmale mit einer Kurve, wo man regelmäßig entweder in die Efeurabatte hineinfuhr oder aber unten bestimmt ausleerte. Also je nach Lust und Laune wählte man einmal dies, einmal jenes. Daneben schneeballte man nach Herzenslust und baute Schneemänner. Da schneeballten die Kinder auch einmal unten beim «Spargelblätz», wo man im Sommer die Spargel stach und nachher alles bunt leuchtete vom Mohn. Eugen formte mit seinen kräftigen Artistenhändchen einen steinharten Ball und warf ihn mit artistischer Sicherheit und aller verfügbaren Kraft dem kleinen Mädchen an den Kopf und zwar direkt ans Ohr. Auuu – es schrie auf vor Schmerz und Erschrecken. Aber Karl griff schon ein und gab Eugen eine gesalzene Ohrfeige. Jetzt

war das Idyll fertig – Miranda schluchzte, Eugen brüllte und Karl stand wütend neben ihm. «Wenn du noch einmal so etwas machst – drohte er, und dann nahm er sein Taschentuch, trocknete die Tränlein und tröstete das kleine Ding. Damit hatte er das junge Herz des Kindes gewonnen, und viel viel später, als einmal das Gespräch auf diese Schneeballepisode kam, sagte Karl: «Seitdem ich dich damals tröstete, du mich so vertrauensvoll anschautest und ich dir das Näslein putzte, liebe ich dich.» Diese damals entstandene Freundschaft hielt stand bis zu Karls Tod. – Eugen war erledigt. Auch die Freundschaft zwischen Friedrich und Emmi Meyer war durch die Beschützerrolle des «Seiltänzers» aus dem Komeediwagen zustande gekommen. Emmi konnte beim Schlitteln am Schloßberg nicht mehr rechtzeitig bremsen und fiel über die Mauer hinunter. Oben standen unsere Buben und hohnlachten, ließen das Mädchen ruhig sich abmühen und dachten nicht daran, ihm zu helfen. Da sprang Friedrich hinunter, nahm das leichte Mädchen um die Taille und hob es mit kräftigem Schwung wieder auf die Fahrbahn. Er war der Gentleman, unsere Buben die Rüpel. Friedrich besuchte in der Folge so oft er daheim im Wagen abkommen, d. h. durchbrennen konnte, Emmi. Es machte ihm die Aufgaben, und gewöhnlich verließ er das Haus nicht ohne einen Korb voll Usteräpfel oder einen Sack voll Teigwaren. Frau Meyer, die Gute, kannte den Appetit einer solchen Kinderschar, besonders auch, weil die Kniekinder außer der Schule jeden Tag das Altgewohnte üben und wieder üben, vervollkommnen und Neues dazu lernen mußten. Vater Knie führte ein strenges Regiment, hielt die Kinder knapp und lehrte sie strikten Gehorsam. Wenn sie zum Beispiel in der «Maggeroni» bei den Meyerkindern in der heimeligen, warmen Eßstube saßen, horchten sie plötzlich auf, sagten Adieu und verschwanden. Der Vater hatte von der Schützenmatte her gepfiffen, und die Buben wußten, was das bedeutete: sofort heimkommen. Mußten die gute Ohren haben! Den Meyerkindern war dieser Ruf jedesmal entgangen.

Aber nicht nur die Mädchen kamen auf ihre Rechnung, auch der Buben wartete eine Augenweide: das zierliche, dunkelhaarige, hübsche Nini, das jüngste von allen. Es war irgend ein Verwandtes, wurde aber ganz zur Familie gezählt und war im Können den Buben ebenbürtig. Außer der Schule sah man es sozusagen nie, es mußte der Mutter Knie im Haushalt helfen.

Der Winter verging. Auf der Schützenmatte und in den Gärten fing das junge Grün zu sprossen an – leider – denn man wußte: wenn der Frühling naht, zieht «der Knie» wieder fort, hinaus ins Land, von Ort zu Ort – und wann wird er wieder kommen und auf der Schützenmatte sein Winterquartier beziehen?

Aber es dauerte gar nicht lang, in der Jahrhundertwende war er wieder da. Im nächsten Aargauischen Wochenblatt erschien das Inserat:

Arena Knie

Kronenplatz Lenzburg

Sonntag, den 11. Februar (1900) wird die Künstler- und Seiltänzer-Familie Knie

2 Vorstellungen

geben auf dem kleinen sowie hohen Seile. Anfang der 1. nachm. 3 Uhr, der 2. abends 8 Uhr.

Jedermann, der dem Schauspiel zusieht, hat ein Entrée billet von 30 Cts., Sitzplatz 40 Cts., Kinder die Hälfte zu bezahlen. — Im Falle ungünstiger Witterung wird die Vorstellung auf folgenden Sonntag verschoben.

Ergebenst einladend

Hochachtungsvollst Ludwig Knie

Die Freundschaft zwischen «Nudlemeyers Emmi» und dem groß und kräftig gewordenen Friedrich blühte wieder auf, ebenso die der beiden jüngeren, dem Karl und mir. Die Kniebuben gingen nun in die sog. «Stockschule», heute etwas eleganter «obere Knabenschule» genannt; denn damals gab es nur ein Entweder-Oder, Stockschule und Bezirksschule, und woher hätten die beständig von Schule zu Schule umherziehenden Kniekinder die nötige Vorbildung für die Bezirksschulprüfung hernehmen sollen? Nini war bei der Jungfer Meitlihächler und wir im Zimmer über dem Singsaal bei der Jungfer Hämmerli, der Tochter des Messerschmieds an der Kirchgasse. Aber der Verkehr hin und her war nicht mehr derselbe wie früher, wir waren alle etwas zurückhaltender, scheuer geworden, vielleicht weil in jenen Jahren das Kleinstadtgeschwätz über uns begann: «Dee het jo das oder das het jo dee zum Schatz», man war nun eben doch ins Alter der «Schulschätze» gekommen und mußte sich immer etwas zusammennehmen, daß einem die dummen Schulbuben nicht noch auf der Straße dummes Zeug nachriefen. Nini schloß sich in jenem Winter mehr als früher an mich an, ich wußte nicht, ob das der Freundschaft seines Bruders zu mir oder der süßen Malagatrauben wegen war, die ich immer mit einem Stück Brot fürs «Znüni» mitbekam, dieser «Weinbeeren», wie wir sie nannten, die uns regelmäßig auf Weihnachten in seidenbezogenen, handbemalten Schachteln von spanischen Freunden aus Málaga zugeschickt wurden, und an denen wir und unsere Freunde uns gütlich taten.

Einer unserer Spanierbuben im Tannengut, der Fernando Jimenez, war seit Weihnachten im Besitz eines Photoapparates, und so wurde natürlich alles Mögliche und Unmögliche photographiert, auch Karl Knie und ich, als wir einmal bei Lilly Stolz im Steinbrüchli eingeladen waren, wo selbstverständlich auch Rudolf nicht fehlte! Als ich das Bild dann Karl zeigte, nahm er es mir weg und sagte «Das behalte ich für mich, so sehe ich dich immer vor mir im roten Schürzchen.» Erst nach vielen Jahren bekam ich es wieder zu Gesicht, als er es aus der Brieftasche zog, ein braves Kinderbildchen, verblaßt und nicht mehr ganz glatt.

Auch dieser Winter ging vorbei und sie zogen wieder fort und hinterließen da und dort eine Lücke.

Noch vieles gäbe es zu erzählen: die letzten Gastspiele unter freiem Himmel, 1909 wie in unserer ersten Jugendzeit auf dem Kronenplatz, 1916 im Kronenhof, der Aufstieg des Unternehmens, Karls Auslandgastspiele mit den Elefanten, seine Bekanntschaften mit «Hohen Herrschaften» in Wien, Rom, Brüssel, König Leopold und Königin Astrid, Mussolini usw. Besonders erwähnenswert ist aber das Zusammentreffen mit Carl Zuckmayer im Jahr 1928, als die Kniesöhne wegen der «Katharina Knie» für ihren guten, alten Namen fürchteten, alle vier nach Berlin reisten und nachher in bestem Einvernehmen mit dem Dichter Abschied nahmen. Karl machte mir bald darauf einen Besuch und erzählte uns, meiner Mutter und mir den ganzen Verlauf der Reise, nur waren in seiner Darstellung die während der Vorstellung vergossenen Tränen bedeutend milder als die von Zuckmayer beschriebenen. Wer hat nun recht? Sechs Jahre später schickte uns Karl Eintrittskarten für die in Zürich im Zirkuszelt mit Bassermann stattfindende Aufführung der «Katharina Knie» in Anwesenheit des Autors.

Ein Ding habe ich mit Zuckmayer gemein: einen Talisman von Karls Lieblingselefanten «Rosa». Der Schriftsteller schreibt in seinen Memoiren: «Ein solches Elefantenhaar, in der Stunde des Jahreswechsels ausgerissen, bringe Glück.» Ich besitze es heute noch. Er zog es eigenhändig aus in der Neujahrsnacht, als Karl im Winter 1931/32 in Wien gastierte. Ich bekam es einst als Wertpaketchen zugeschickt, Absender: Karl Knie; das Haar in einen schmalen Goldreif eingezogen. Seit Jahr und Tag trage ich diesen Ring ganz unauffällig zwischen zwei andern, wie der Goldschmied es mir anläßlich einer Reparatur riet, damit die beiden andern Ringe sich nicht abwetzen. «In der Neujahrsnacht ausgezupft, soll das Haar Dir alles Glück der Welt bringen», das war Karls Wunsch.

Alle vier Brüder sind viel zu früh gestorben! Sie könnten noch ebenso gut unter uns sein wie ihre Lenzburger Freundinnen, Emmi Meyer, Lilly Stolz und ich. Nur Eugens Miggi Bussinger starb im schönsten Jugendalter.

Im Kriegsjahr 1940 gastierte der Zirkus auf der nach ihm benannten Zirkusmatte. Während dieser Aufführung stellte ich unwillkürlich immer wieder Vergleiche an mit den früheren, trotz aller großen artistischen Leistungen in so einfachem, bescheidenem und dadurch für mich viel wirksamerem Rahmen, und am Schluß der Aufführung sagte ich zu mir selber: das ist das letzemal, daß ich im Zirkus Knie war. Warum? Ob es die grelle, laute, über die Maßen auffällige Zurschaustellung war, wie sie ja zum Zirkus gehört, oder sonst irgend etwas – ich weiß es heute noch nicht.

Die Knies zogen wieder weiter, und kurz darauf war Karl noch zweimal hier. Beim zweiten Mal begleiteten unser Heidi und ich ihn zum Brunnen beim Gartenausgang. Er ging in der Mitte, nahm das Kind an der Hand, und die andere legte es mir um den Hals. Bei dieser, während der langjährigen Freundschaft einen und einzigen Geste der Vertrautheit lief es mir eiskalt über den Rücken hinunter – das ist das Ende – und als wir weitergingen – schweigend und still – da wußte ich: es ist ein Abschied für immer. – Einige Tage später war er tot.

WI N I MITM TUBAK BEKANNTSCHAFT GMACHT HA

VON FRED HÄUSERMANN

Reuke! Jo wenn het s aagfange? Nume scho gly emool im Herbscht, wo de Nußbaum vorm Strauhuus am Schloßbärg s Laub het lo falle und d Roßcheschtene halig gsy sind. Di schönschte und gröschte drvo hämmr uusghöölt mit eusne schlächte Sackmässere, eusne Hegle, und das het esoo schöni Pfyffechöpf ggee, schöner bruun hätt me ke Meerschuumchopf chönne n aareuke. De Nußbaum gitt aber ä no s Pfyfferöörli; es isch es churzes jungs Äschtli, dem stooßt me mitere Lismernoodle s March use, paßt s Röörli i Chopf ie – und fertig isch d Tubak-